

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Dr. Balthasar Conradinus

Obrist, Johann Georg

Innsbruck, 1876

Dr. Balthasar Conradinus.

.....

Eine culturhistorische Skizze

von

J. Georg Obrist.

—————
Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.

1876.

UB Innsbruck



+C7509950X

Seinem theuren Freunde

Heinrich Vincent,

Gesangslehrer zu Czernowitz,

in treuer Erinnerung

gewidmet.

Innsbruck, 1. September 1876.

Am die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, als noch in Schwaz der reiche Bergsegen blühte und der nun verarmte Flecken eine wohlhabende Stadt war, übte dort ein Dr. Balthasar Conradinus seine medizinische Praxis aus. Derselbe war ein für seine Zeit gar gelehrter und erfahrener Arzt, gut bewandert in Allem, was damals einem Heilkundigen zu wissen geziemte und — man darf ihm dies zur besonderen Ehre anrechnen — ein Volksfreund in bester Meinung des Wortes. Seiner Gesinnung nach war er konservativ, d. h. etwas mißtrauisch den verschiedenen Neuerungen gegenüber, durch welche sich jüngere Söhne Aesculaps theils in ehrlichem Vertrauen auf ihre bessere Erkenntniß, mehr aber noch, wie es scheint, in weniger edler Absicht die Gunst des kurbedürftigen Publikums zu erwerben und zu sichern versuchten. Man würde jedoch fehlgehen, wenn man annehmen wollte, daß Conradinus nicht vernünftig und verständig genug gewesen, das Neuere willig anzunehmen, wo ihn seine Ueberzeugung lehrte, daß es zugleich das Bessere sei. Nur die Charlatanerie mancher Modeärzte war ihm in die Seele zuwider und namentlich verdroß es ihn, daß solche vornehmthuende Quackjälber dem gemeinen, mit Glücksgütern nicht gesegneten Manne derartige Arzneien für theueres Geld aufzuschwätzen pflegten, welche sich leicht durch ebenso wirksame, wo nicht rationellere und zudem wohlfeile Heilmittel ersetzen ließen. Dieser Unfug

mußte gerade damals den menschenfreundlichen Mediziner, welchem das Wohl des Volkes ohne Unterschied des Standes mehr galt als das Niveau seines Geldbeutels, um so empfindlicher berühren, als das große Sterben seinen verheerenden Kundgang durch Europa angetreten hatte, und in Folge dessen ein kluger ärztlicher Rath für Hoch wie Niedrig nicht genug zu schätzen war. Es ärgerte den wackeren Conradinus, daß so viele Leute bloß aus dem Grunde der Seuche zum Opfer fielen, weil sie entweder, von gewinnfüchtigen Doktoren übel berathen, grundverkehrte Gegenmittel in Anwendung brachten, oder, da sie die kostspieligen Medicinen nicht erschwingen konnten, es überhaupt versäumten, bei der Wissenschaft anstatt bei den falschen Propheten und Prophetinnen des Aberglaubens Hilfe zu suchen.

Sittliche Entrüstung ist nicht selten die fruchtbare Mutter guter gemeinnütziger Gedanken gewesen; sie war es auch bei unserem Conradinus. Er überlegte nämlich, welcher Weg wol einzuschlagen wäre, um dem vorerwähnten Uebel nachdrücklich zu begegnen, und nach einigem Nachsinnen glaubte der gute Schwazer Medikus das in diesem Falle geeignetste Antidoton in der Abfassung einer populären Schrift gefunden zu haben, woraus der lesekundige Bürger und Bauer die wünschenswerthe Belehrung über das zweckmäßigste Verhalten gegenüber der Pestkrankheit zu schöpfen vermöchte. Als praktischer Mann ließ er es nicht bei der bloßen Idee bewenden, sondern setzte sich hin und schrieb seine „kurze vnd nutze gegründte vnderricht, für den gemainen Mann, wie

er sich in den gefehrlichen leuffen der Pestilenz halten sol, auf das fleissigst zusammen getragen. MDLXII. Gedrucht zue Innsprugg, durch Ruprechten Höller." Ein Exemplar dieser äußerst rar gewordenen Schrift, deren Angabe ich in keinem der mir zugänglichen bibliographischen Nachschlagewerke für alte seltene Bücher entdecken konnte, befindet sich auf der k. k. Universitätsbibliothek zu Innsbruck. Dasselbe besteht aus einem Bändchen von 56 unpaginirten Blättern in Kleinquart. Die Titelseite ist mit einer ziemlich roh ausgeführten Randzeichnung verziert, in welcher u. a. das Stadtwappen von Innsbruck angebracht ist.

Dem eigentlichen Inhalte schickt Conradinus eine Widmung voraus. Sie gilt den „edlen, besten, erbarn, fürsichtigen wolweisen Herrn, Pfleger, Schmelzherrn und Owercken, vnd Richtern zue Schwaz“, seinen „günstigen Herrn.“ Diesem letzteren Ausdrucke nach zu schließen, dürfte der Verfasser wohlbestallter Berg- und Stadtarzt gewesen sein. Conradinus erklärt in seiner Dedication, daß ihm Etliche zugeredet hätten, er solle einem ehrlichen Wesen zu gute in diesen schweren fährlichen Läuften „ain regiment (d. i. eine Vorschrift oder Unterweisung) für die schedliche grausame plag der Pestilenz stellen, damit der gemain Mann im Fall der not sich solches het zu trösten, auch darnach zu richten.“ Er sei diesem Wunsche nachgekommen, „wiewol alle winchel voll sein solcher deutscher Tractelin.“ Trotzdem habe er es nicht für ganz überflüssig gehalten, auf Grund eines fleißigen Studiums medizinischer Autoritäten auch noch „ein schlechts ein-

faltig Tractetlin in Druck zu verfertigen.“ Er wolle sich nicht unterfangen, besseres vorbringen zu wollen, als gelehrte Männer, „die es vorhin besser wissen“, aber er glaube, daß es weniger an wissenschaftlich tüchtigen als an echt populären Schriften dieser Art gebreche. Ja er möchte sogar wünschen, daß er es „noch bekanter het können herfürbringen.“ Denn — raisonnirt er — was nütze es Einem, falls er lange Zeit hindurch einen schönen Handstein (eine Edelstufe) besitze, wenn er ihn nicht schmelzen, nicht das Gold und Silber daraus scheiden und beides verwerthen könne? Bekannte Münze sei am angenehmsten. Es sei daher wohl am Platze, mit dem Laien auch einmal verständlich zu reden und ihm bekannte, leicht erreichbare Heilmittel namhaft zu machen. „Diewehl Jederman schier an der Arzney ain abischeue hat, ist von nöten das man bekante ding brauche, damit ein Yeber bester getrostet solcher Arzney pflege, wiewol layder vermainte Arzney vnd haylose (heillose) Arzt mer plaz (d. i. Ansehen) als die recht haylsame Kunst sambt jren flehssigen getrewen Professorn bey vilen haben, Welches hoch zue erbarmen, vnd Niemand's wils wenden zc.“ Man sieht, — die ewigalte, ewigeneue und auch heute noch, namentlich hierzulande wolbe gründete Klage gebildeter Aerzte wider die Kurpfuscherei und ihre gemeinschädlichen Folgen! Also schon damals scheint der Tiroler Bürger und Bauer seine „Marxer“ und „Grünhäusler“ den Männern von Fach in blinder Verkennung des eigenen wahren Besten vorgezogen zu haben!

Der Schluß der in vielfacher Hinsicht sehr inte-

ressanten Widmung muthet so recht als die aufrichtige Herzensergießung eines Niedermannes an. Er lautet: „wolt Gott, ich hets wolgeschafft vnd Jederman er- füre mit der that mein trewlichs guetmahnen; het ich was bessers gewist, ich wolts einen Ersamen wesen nit verhalten haben; thue mich derhalben G. B. (d. i. Euer Besten) ganz trewlich in aller gehorsam beuelhen, Gott der Allmechtig well von vns diese woluerdiente straff gnedigklich abwenden, G. B. in langwiriger gesundthait erhalten, dijes frey Bergkweich allhie mit klüfften vnd gengen durch seinen reichen segen veredlen, damit sein Name Ewigklich, gepreyht werde Amen. G. B. vnd W. williger getrewer Balthasar Conradinus Medicus.“

Die nun folgende ärztliche Unterweisung ist größentheils in katechetischer Form gehalten, nämlich so, daß sich Meister Conradinus in den Kapitelüberschriften selbst eine passende Frage aufwirft, um sie dann kurz und bündig zu beantworten.

Der Verfasser dieser Skizze will seine Leser weder mit einer detaillirten Inhaltsangabe des „Tractetlins“ noch mit einer genauen Aufzählung der darin angeführten Krankheitsymptome, Prophylactica und Heilmittel ermüden, sondern sich im Nachstehenden blos auf die auszugswaise Mittheilung jener Punkte beschränken, welche ihm von kulturhistorischem oder auch sonstigen Interesse zu sein schienen. In ersterwähnter Hinsicht hält er die Erwiderung auf folgende Frage für berücksichtigenswerth: „Was sein die vrsach diser Krankhajt, wo von kombt Sy her?“ Conradinus ist ein frommer Mann und läßt als solcher Gott zuerst die Ehre. Er schreibt nämlich: „Drey

eufferliche fürneme vrsachen sein dieser sucht. Die Erste ist von Gott, der die sünd darmit strafft." Der Autor begründet diese damals wol von Jedermann getheilte Ansicht durch Stellen aus der heil. Schrift und durch die Berufung auf „haydnische“ Classiker, als: Homerus, Plato u. a., welche auch ihren Göttern „oder dem glückh diese vrsach zuegemessen.“ Die zweite Ursache findet Conradinus im „himblischen einfluß des gestirns.“ Die dritte endlich, zugleich die zunächst gelegene und unmittelbarste wäre nach ihm „ain böser fauler vergiffter lufft“; er nennt diese Quelle der Pest „die recht natürlich würckente“ und ist hierin gewiß nicht im Unrechte. Er weiß auch ganz genau anzugeben, wodurch „der Lufft“ vergiftet wird, nämlich: durch abnorme Witterungsverhältnisse; „Item (durch) vnraine stinckende wasser, mistlacken, darinn man Haniff vnd Flachß röstet; Deckstetten vieler aß (Aeser) als khüe, pferdt, hundert, meiß, kagen vnd anderer Thier“; ferner durch Latrinen und Unsauberkeit gewisser Handwerker als „gerber, kürbner, hueter, schuester, riemer zc.“; desgleichen (durch) faule böse tempfe, die auß dem Erdrich vber sich riechen, als die walstate in Kriegßlegern, Kirchhoff, Begrebnuß grosser menig volcks, böser schwad, böß wetter, böß bröden vn tempff, die auß dem Erdbiedem, aus alten faulen versessenen Erzgrueben, schechten vnd aus andern verfallten vngewehren hölen herfür rauchen.“ Au' das klingt nicht so uneben, wenn man bedenkt, daß es erst der neueren Wissenschaft vorbehalten blieb, den Nachweis zu liefern, in welcher Unzahl von Fällen die verunreinigte Luft als Hauptursache ansteckender

Krankheiten betrachtet werden müsse. Weniger plausibel wird die Antwort auf folgende Frage bedünken: Woraus mag man eine künftige Pestilenz erkennen? Unser Medicus meint hierüber: „Erstlich gybt Gott zeichen, darmit er uns will warnen, als den himelischen einfluß der Planeten, des gestirns der cometen vnd anderer scheinender zeichen des himels, als: feuerflammen, abfallende stern, prennende pfehl, fliehende tracken vund dergleichen gesicht am himel erscheynt*) Item wann vil vngeziffers als kesser, rauppen, hehschrecken, wehfaller (d. s. Schmetterlinge) vmbflaugt, die plue, laub, frucht vnd kraut abfressen, verderben sambt andern manigfaltigen seltsamen gifftigen würmen, schlangen, Sydexen, krotten, frösch, meuß, muckhen, fliegen, flöch, wanzen vnd sonderlich wann die bößheit der menschen, vntrewe laster, irthumb, falscher Gottesdienst, secten vberhanndt nemen, die welt je lennger je erger würdt, so mueß gewislich auß diesem vorgehenden wortzeichen die gahsel Gotes zorn, die Pestilenz erfolgen.“

*) Ohne Zweifel hat Conradinus diese Ansicht einem berühmten medizinischen Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts, nämlich dem Leibarzte der Päpste Innocenz VI. und Urban V., vielleicht auch Gregors XI., d. i. dem gelehrten Chalin de Vinario entlehnt, der das Auftreten der Pest in den Jahren 1348, 1361, 1373 und 1382 als Augenzeuge beobachtet und die von ihm gemachten Wahrnehmungen in der werthvollen Schrift „De peste libri tres“ (Lugd. Dalechamps, 1552 gedruckt) niedergelegt hat. Obige Stelle unseres Meisters Balthasar ist eine fast wörtliche Uebersetzung aus diesem Werke. (Man vgl. Haeser, „Siflor-pathol. Untersuchungen“, Dresden. 1839.)

Conradinus geht sodann auf die Diagnose über; denn er will auch, wie er in der Vorrede sagt, den „Balbierern“ „den handtgriff vnd hahlung der zaihen“ beibringen. Selbstverständlich spielt dabei die Untersuchung der vom menschlichen Körper ausgeschiedenen Stoffe eine wichtige Rolle. In den dieser Materie gewidmeten Abschnitten finden sich einige köstliche Bemerkungen, die sich leider aus ästhetischen Rücksichten hier nicht wiedergeben, sondern höchstens andeuten lassen. Conradinus eifert nämlich gegen den Unverstand derjenigen Patienten, welche so naiv seien zu glauben, ein Doktor könne aus den Auswurfstoffen allein jede beliebige Krankheit sicher erkennen, „was ainem anlige, wie er die krankheit bekommen habe, wer er sey vnd von wannen. Ja, sprechen sy (wann man sy fragt, wo her sy sein): seht jr ain Doktor, werd(et) es wol sehen; verhalten (d. i. verbergen) also den locum affectum der person, das Alter, die krankhafft vnd alle andere notwendige Ding dem arzt zue wissen; wellen also von dem arzt vnderrichtung nemen, so sy jme viel mehr gueten bericht geben solten.“ Bitter beschwert sich ferner unser Medicus, daß man die Aerzte oft absichtlich in Versuchung führe. „Wil Sunkhern, ja schöne naswitzige (d. i. naseweise) frewlin mainen, wann sy dem Doktor ain Riecharm haben zuegeschickt, sy haben jme ain große bübereh bewisen? aber die Welt wil betrogen sein.“ Und so komme es dann, daß es vom irreführten Arzte hinterher heiße, er müsse „ain Esel sein, er könne oder wiß nichts, ain schifferiger selzamer, zorniger tropff, der bösen beschayd außgebe.

Da muezß er sich dann leyden, das er nit guet wer für ein alten kessl zue flicken.“ Dieser Schmerz über die landläufige Mißachtung des ärzlichen Standes äußert sich bei Contradinus auch noch in anderer Weise. Er spürt den Ursachen nach, welche im Volke eine so schlimme Meinung über die Mediziner aufgenommen lassen konnten und gelangt hiebei zum Resultate, daß ein beträchtlicher Theil der Doktoren eben selbst die Schuld daran trage. Die Herren wollen sich durch Gunstbuhlerei die Rundschaften erhalten, ohne zu bedenken, wie sehr sie hiedurch ihrer Würde zu nahe treten, wie weit in der allgemeinen Achtung sie die ganze Heilwissenschaft und ihre Träger herabsetzen müssen, wenn sie jedem alten Weibe — Contradinus braucht den ungalanten Ausdruck „vetl“ — zu Gefallen reden.

Er apostrophirt seine Kollegen in dieser Hinsicht folgendermaßen: „vnd du Doktor, guck ins Glas, wie will du disen Bagen (d. i. dieses Honorar) gegen Gott verantworten, das du ain plaben dunst, ain geplerr machest von plaben Enten vnd setzest dich nit allain in spot, sonder auch dein seel in gefar. Trehb die vetl zum Hauß hinauß, bring die Arzney wieder zum rechten gebrauch vnd zue jren Eren, vnd es ist dir vil erlicher, du geest in einem Bayrischen kittel herein, dann in einem Damasco, den du mit schlechten Eren erkergelt hast. Wellen Sy (die Patienten nämlich) dir die person, die franckhajt, das anligen mit gueten bericht nit anzaigen, — laß Sy faren! Gott würdt dich dennocht erneren. Erredt

dein vnd deiner facultet dignitet vnd Ehre!" Das heißt gewiß männlich gesprochen und muß hohen Respekt vor dem Charakter unseres Autors erwecken.

Hierauf geht Conrabinus zur therapeutischen Behandlung der von der Pest Infizirten über. Als Laie in allem, was Medizin betrifft, kann ich mir kein positives Urtheil über die Zweckmäßigkeit vieler, ja der meisten Rathschläge erlauben, welche er in diesem Theile seiner Schrift dem „gemeinen Mann“ an's Herz gelegt wissen möchte. Ich bemerke daher u. a. nur, daß dieser Abschnitt mit 19 Regeln über das Aderlassen beginnt, und daß sich an denselben eine Menge von Recepten anreihet, welche heutzutage von einem denkenden Arzte sicher nie verschrieben werden würden, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie fast ausschließlich aus curiösen Zusammensetzungen von Reizmitteln bestehen. Dieser Umstand schließt aber keineswegs die Vermuthung aus, daß Conrabinus dennoch aus den bewährtesten Pharmacopoeen seiner Zeit, die sich zumeist auf Hippokrates und Galenus stützten, das relativ passendste ausgewählt habe. Jedenfalls ersieht man, daß er bestrebt war, aus der Hexenküche der damaligen materia medica die einfachsten, Jedermann zugänglichen Mittel auszuheben und seinem Leserkreise bekannt zu machen.

Weitläufig behandelt Conrabinus die Schwitzkur; denn er meint, daß hiedurch die „vergiftete Sucht“ ausgetrieben werde. Er gibt auch umständliche Anweisung, „wo von man den schweiß machen soll.“ Das beste schweißtreibende Mittel wäre nach ihm „Therial.“ Aber gegen die Anwendung desselben

steigen ihm Bedenken auf. „Es ist“, schreibt er, „zue erbarmen, das man mit dem Theriaca so felschlich vnd betrüglich handelt, welches were . . . die beste artzney zue diesem gifft, wo man jr rechtschaffen gehalten möcht, aber es mangelt vil darinnen.“ Jedoch „soll der gemain Mann darumb nit mainen, es sey sonsten nichts, das für das gifft guet sey, so wir doch in vnnsrem geliebten Vatterlanndt vil schöner wurzeln vnnb kreuttlin haben, die trefflich für die Pestilentzdienen vnd sein fürnemblich Zwainzig (recte 21) jederman wol bekant. Als: Angelica, Aron, Alantwurz, Bethonien, Bibinell, wehsser Diptam oder Liebwurz, Ehrnpreiß, Entzion, Liebstöckhl, Lorber, Maisterwurz, Osterlucy, Pastemkraut oder Appiß, Rosspapel oder Pehilentzwurz, Kauten, Saurampffer, Tormentill, Baldrian, Vermuet, Wachhalter oder Kranwitbör, Saffran. Wie dann der hochgelert Herr Schnellenger von disen 20 stücken ain sonderlich buechlin geschriben hat.“ Ein vorzügliches Kraut seien in dieser Hinsicht auch die „Froschmünzen oder Froschknobloch.“ Ferner empfiehlt Conradinus zum Behufe des Schwitzens das „Edle gewürz als Zimet, Galgant, Calmuß, Negelein zc. . . Item Wehrauch, Wirren, Aloes . . . der nit glaubt daz schwitzen macht, der versuech es, seüß desselben jedes ein wenig in wein oder Essig, trinck es auß; er würt es erfahren.“

Und wie motivirt unser guter Doktor die Wirksamkeit dieser Substanzen? Dadurch, daß man sie vor Zeiten „in der Begrebnuß der König vnd Herrn gebraucht, die todten leiber darmit angefüllt vnd ge-

salbt, das sy kein feulung im leyb wachsen lassen. Vnd nachfolgendts so die leyber nit verweist, hat man in jenen gsunden den Edlen balsam M u m i a m; hetten wir den, da möcht Theriaca de Mumia das best thunen." Aber, aber! Die bösen Apotheker! Wie viele von moralischem Unwillen hervorgepreßte Seufzer kosten sie nicht unsern wackern Stadtarzt. „Es ist“, klagt er, „lahder bey vns Theriaca vnd Mumia aines wie das ander. Gott Reudt auß (rotte aus!) vnd vertilge alle betriegerey, Amen!“

Wenn nun der Patient eine schweißtreibende Medizin genommen, handelt es sich darum, ihre Wirkung noch künstlich zu befördern. Conradinus weiß hiesfür gar mancherlei Rath. Nur würde ihn heutzutage — etwa mit Ausnahme des Landvolks in abgelegenen Thälern — schwerlich Jemand befolgen. Denn der Arzt des sechzehnten Jahrhunderts ist keiner von denen, die „das Pülcklein wol zu drücken“ wissen, er ist im Gegentheile ein recht grobkörniger Patron, dessen Visite man sich heutzutage in den meisten Krankheitsfällen höchlichst verbitten würde. Freilich, damals herrschte die „Pestilenz“ und Noth kennt kein Gebot. Man war in jenen Tagen überhaupt nicht zimpherlich und so ließ man sich auch in extremis die Derbheit eines sachverständigen Heilkünstlers gerne gefallen. Mußte man doch froh sein, wenn er so tapfer war, sich der ärgsten Ansteckungsgefahr auszusetzen und unbekümmert um sein persönliches Wohl oder Wehe, den von der „Sucht“ Befallenen beizuspringen.

Conradinus war eben einer dieser von reinsten Humanität beseelten furchtlosen Aerzte, wie sie damals,

glaubwürdigen Berichten zufolge, nicht allzuhäufig anzutreffen sein mochten, hingegen heutzutage gottlob überall zu finden sind.

Bernehmen wir nun, wie er den „Schweiß befördert.“ Er schreibt: „So etlich schwerlich schwitzen, denselben mag man helfen den schweiß befördern: mit Ochsenplatter voller heiß wasser angefüllt vnd zuegestrichet, vnder die deck gelegt, unter die uechsen (Achselgruben), oder zinene flaschen oder man mag gehitzte Ziegelstein in nasse tuecher schlagen Etliche nemen ain warmes Newgebachen brot, das allererst vom offen hergeet; aber dasselbig brot soll vergraben werden.“ Ueberdies empfiehlt Conradinus einen Ueberschlag aus einem Geföche von in Del gebratenen Zwiebeln, worunter „Metridat“ gemischt werden soll. Wer nun auf solche Weise zum Transpiriren gebracht wurde, für den sing das rechte Schwitzvergnügen erst an. Er konnte dann mit Leporello trällern: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht!“ Man lese nur folgendes: „Im schwitzen soll man den kranken beleyb nit lassen schlafen, auch den ersten Tag ganz vnd gar kein schlaff gestatten, stät mit jm reden, ain gerümpel vnd getümpel machen, die Arm vnd Bain reyhben, jn bei der Nasen, Ohren vund beim Har zopffen, Auch stät ainen schwam in scharpffen Essig genetzt Im für die Nasen gehalten.“

Ich möchte den Gesunden kennen, welcher diese wohlwollende ärztliche Folter heutzutage lange verträge. Allerding's werden in russischen und türkischen Bädern auch in unserer Zeit die Besucher derselben gewallt und geknetet, daß ihnen Hören und Sehen

vergeht. Aber sie sind in den seltensten Fällen Patienten. Man scheint jedoch in früheren Zeiten die Erregung der Hautthätigkeit auch bei den Todtkranken in so ausgiebigem Maße für zweckmäßig erachtet zu haben. Vernünftig sind wieder die Vorschriften, welche verlangen, daß der Kranke oft „mit saubern reinen linden tüchern abgetrückhnet werden“ und falls ihn etwa Ohnmacht besiele, ja nicht „gähling“ aus dem Schweiß gerissen werden soll. Ebenso löblich ist die Anweisung, daß man die Krankengemächer, „wann der lufft schön ist woll derlüfftern, den lufft durchstreichen lassen“, ferner „das Bettgewandt, sonderlich die Lehslacher oft erfrischen, verändern und oft waschen soll.“

Conradinus ist übrigens kein ganzer Unmensch. Wer die Schwitztortur lebend überstanden hat, darf sich darnach ein bene erlauben und eine Stärkung vergönnen. „Zwo stund nach dem schweiß, woser er nit zue schwach ist, soll man jm geben ain Hennen oder Cappaun süpplin, vnd das offt wie Hippocrates meldt, das jr vil sich mit dem essen erret haben. Dann der krank sein gemach mit guetter wehl wider zu kressen soll gebracht werden, vnnnd ist besser offt ain süplein vnnnd wenig; dann alle die also gespehst worden, werden ehe gesundt als andere.“ Nur sollen „alle gerichtlein mit ain wenig Essig gesewrt werden.“ Aber freilich! Jeder „gemain Man“ kann sich nicht so leicht eine Capaunsuppe verschaffen; für den Armen weiß Conradinus anderen diätetischen Rath, nämlich „hader, Arbeit, Ziger süplin mit saffran gewürz, Habermüslein, Gersten mit Fleisch prue.“ Hohe

Stücke hält Dr. Balthasar auf säuerliche Frucht-
säfte als „Bajselber (d. i. Berberitzen=Berberis vul-
garis), Johansber, Weichsl, Limonien, Citronj vnnnd
andere.“

Diese Verordnungen kann sich der „gemin Mann“
unseres Ermessens wol gefallen lassen. Nur befürch-
tet auch bei der Schweißcur Conradinus ein schweres
Hinderniß, dessen schon früher Erwähnung geschah.
Er besorgt nämlich, daß der Reconvalescent in die
Hände der „vetln“ gerathen und bald wieder durch
Anwendung verkehrter Mittel verderben könnte, was
der wolmeinende Arzt unter großen Anstrengungen
gut gemacht. Er schreibt in dieser Hinsicht: „Aher
dich mit nichten an die hahlosen Weyber, die der
Edlen sichern arzneyen vbel reden, sy vernichten. Es
erfolgt dir kein schad drauß vnnnd wann sy sich
zue todt dauon schnatterten, vnnnd sag
jnen, sy wissen nichts darumb, sollen
dafür jres Kockens warten und kinder
haben.“

Schlimm ist Conradinus auf Hausmittel zu sprechen,
deren Wirkung eine heroische, und insolge dessen die
Konstitution des Patienten schwächende sein muß.
„Gott gebe“, meint er, „es sey mit hewerwurtz,
Coloquint, Krottenkraut oder waz es sey: Solche stuch
gehören den Koffen vnd den Samen zue.“ „Der-
huet dich vor solchen pulfern, deßgleichen vor der
fraw künstlerin trencklin.“ Die „fraw künstlerin“
ist eben wieder eine von den Kräuterfrauen, deren
medizinisches Wissen von dem Schwazer Doktor so
niedrig taxirt wird. „Volg mir auch einmal“, fährt

er fort, „laß dich ein kleins nit thauren, du mainst du wöllest etwas ersparen, Es könne dir dein weib auch ein trencklin sheden, das dich lind purgier; lieber nimbs nit! Es wurd dir fürwar felen; zueletzt wöllest du gern volgen, so nemen dich vier auff die Achsel, was hast du darnach erspart?“ Zugleich warnt er vor zu großen Dosen gewisser Arzeneien. „Recht maß ist Gott lieb.“ Auch soll man sich bei beginnender Genesung nicht allzusehr in der Hoffnung wiegen, man sei nun schon gegen das Uebel gefeit. „Niemandts soll dise krankhafft verachten vnnnd ob sie dir schon halb hingiang, vertrau jr nit zueuil, sie kompt unuersehens wider, mit mehrer gefahr vnd größerm schaden . . . Es soll auch ain heder seiner woll warnemen, wann er schon ein mal auffkombt vnd wider gesund wirdt, das er darumb wolt mahnen, es hab nun wehtter nit not, er seh schon durch den pach, darmit er nit wider in dise grewliche sucht falle; dann ein heglicher kan vnnnd mag wider fallen vnnnd der widerfall ist lezer vnnnd gefährlicher dann der erst fall . . . Du mueßt der natur nach, sie volgt Dir nit nach, wie Paracelsus meldet, nimb dirs auch nit für in sinn, du bist jr knecht und wenn du werest Doctor Doctorum, so mehstert sie dich.“

Gar beweglich weiß unser Medicus solchen Patienten zuzureden, welche an Appetitlosigkeit leiden; denn er besürchtet, daß durch Enthaltung von geeigneter Speise der Kranke geschwächt werde und im Zustande der Erschöpfung der Seuche desto leichter zum Opfer falle. Er äußert sich in dieser Hinsicht folgendermaßen: „Das nötten zum essen hat manchem

geholfen; verhalten, bist du ein Mann, so ist wider dein Willen, es schmeck dir oder nit, acht dich auch fains würgens, es muß sein, halt dich mannlich.“ Noch größere Sorgen bereiten ihm die „Aposteme“, welche sich bei Pestkranken im Gehirne auszubilden pflegten und denselben „vnmenschliche heftige grausame Hauptwehe“ verursachten. Conradinus weiß dagegen eine große Anzahl von Mitteln anzuführen; so z. B. warme Ueberschläge aus einem gesottenen Gemische von „Bethonien, Gamillen, Stainklee, Rosen, Lattich. Ettliche“, schreibt er, „schneyden ein lebendige Hennen oder Tauben auf dem ruck entzway, legen es also warm vber die schayttel. Oder nemen ein gelunge aus einem Wider, Schaaf oder Kalb, das gleich abgewürgt worden ist vnd so solche kalt worden ist, wermen sie es wider in obgenanter Decoction.“ Doch Meister Balthasar setzt in diese seltsamen Medicinen selbst kein sonderliches Vertrauen; denn, klagt er, „Gott erbarmt, es hilft selten etwas, wo solche Apostem haben vber hand genomen.“ Bedenklicher als alle bisher erwähnten Krankheits Symptome erscheint unserm Doktor das Auffahren der Pestbeulen selbst. Er theilt dieselben in zwei Gruppen, in tödtliche und heilsame. Mit der wenig appetitlichen Beschreibung, welche er davon gibt, wollen wir unsere Leser verschonen. Am schlimmsten ist er auf die ganz kleinen Pusteln zu sprechen, welche „mangerley farben“ an sich tragen und „wie flöbß“ aussehen. „Die curir vnd hayle“, seufzt er, „der Allmechtig ewig arzt, vnser Gott! Da ist menschliche kunst vmb funst.“ Er empfiehlt wol gegen diese „zahchen“ verschiedenes:

Blutegel, Aderlaß, operative Entfernung oder Eröffnung, Vesicatorien, aber wie man aus vorcitrirter Stelle entnehmen mag, mit geringer Hoffnung auf Erfolg.

Trozdem will er namentlich den Dürftigen in dieser äußersten Noth nicht ganz ohne ärztlichen Rath und Trost lassen und ausdrücklich äußert er sich hierüber: „Ich schreib hie dem Armen gemainen Mann, wie oft gemelt; die Reichen finden es woll besser“; d. h. die Reichen können sich leichter chirurgisch behandeln lassen, oder sich rasch wirkende Blutreinigungsmittel verschaffen. Die Objecte, welche er nun als tauglich für Bähungen bezeichnet, sind denn auch ohne besondere Kosten oder Schwierigkeiten aufzutreiben. Honig, Mehl, Del, die Excremente von Tauben, Hühnern und Gänsen, Eierdotter, Hollunderblätter, Linsen und dgl. sind überall bald zur Hand. Etwas wunderbarlich für ein modernes Ohr klingt folgende Stelle; „Etliche halten darüber (nämlich über die Pestbeulen) lebendig Tauben oder Huener, hinden mit dem Burzeln, damit sie das gift aufziehen; da soll man jnen den schnabel nit zuehalten, wie etlich melden, darmit sy (d. s. die Tauben) lang leben vnd dester mer gift an sich ziehen.“

Manchem Mediziner von heute mag es nicht uninteressant sein, zu vernehmen, wie sich Conradinus über das Kauterisiren und Aetzen verseuchter Körperstellen ausspricht. Er schreibt: „Das prennen soll geschehen durch eyssene, glüende köhlein, oder die von gold gemacht sein, als wann man einen durch die backen brenne. Diewehl man aber ein schrecken vnd

abscheulich an solcher grausamen Tyrannischen arznehen hat, haben die erfarnen natürlicher Ding erfunden, etliche gewechß, die eben solches in der krafft als das brennent feur des Eysens oder golds würcken vnd an statt desselbigen arzeneh drauß gemacht vnd cauteria potentialia genannt seyn. Diewehl solches prennen oder platter auffziehen in diser schweren sucht für radtsam vnn nutz geschetzt werd, will ich dir hie etlich, die mich am fueglichsten geduncken setzen. Ein jeder, der solche will gebrauchen, mag nemen zue ainer platter, wo er die wil auffziehen, der Melandischen grünen Kesserlin (spanische Fliegen?) ein quint, wol in Essig gebaißt, vnn darzue Ingber, langen pfeffer, jedes ein halbs quint, Saurtag oder hesel, ainer nuß groß, alles vntereinander zue ainem taglin gemacht, nachuolgendts ein höls huetlin von wax gemacht, darmit angefüllt oder in ain nußschalen gethan vnnndt also auf die haudt gesetzt vnnnd lassen stehen, biß du ain grosse hohe platter sichts Etliche nemen preen kraut (Messeln?) . . . etliche haben Corrosiue stain, die setzen sie auff, aber ich mueß mayster Hansen Bader ein stückerlein setzen, darüber er sich wirt verwundern, das also geschwind zuegeheth. Man soll nemen Vitriol, in (d. i. ihn) brennen, bis er ganz rott wird 4 pfund, Saltz aus harm gemacht (Salmial?) drey vntz, Schwefel dre vntz, soll alles klein sauber gepuluert vnnnd gefährt werden durch ein syblein vnd thues zuesamen in ainem wolverglasten oder Eysen retorten der allenthalben sampt dem recipienten wol verlutiert ist, distilier Darvon ain Del, schayd das Del von seiner flegmate

durch die nahung, so ist es bereit. — So nun einem ist ain zahchen auffgefaren, so mach ein spitzig holtz von Haseln, dauch die spitz in das Del, fare reyß gerings vmb das ayß (d. i. Absceß, in diesem Falle wol auch Pestbeule), so selst es dir heraus, als hettest du es mit einem messer aufgeschnitten."

Ueberhaupt ist Conradinus um kräftige Recepte zu Zugpflastern u. dgl. nicht verlegen. Nicht nur vegetabilischen und mineralischen, sondern auch animalischen Substanzen widmet er seine Aufmerksamkeit. So schreibt er z. B.: „Etliche loben auffgedörte Krotten oder Heppin (im Unterinntaler Volksmunde noch heutzutage so genannt) in wein gesotten vnd vbergebunden, soll zum giffst außziehen sehr dienstlich sein . . . Kuekot in Wein gesotten" sei gleichfalls nicht zu verachten; „der dürre ist besser als der frisch." Unter den Pflanzen mißt Dr. Balthasar vor allen der Einbeere (*Paris quadrifolia*) eine heilsame Wirkung bei. „Ein ber", meint er, „ist ain hochs (d. i. preiswürdiges, hochzuhaltendes) krentlin mit drey oder vier pletter, mitten in ein schwarz berlein wie ein Granwitber, ist vbertrefflich in disen prennenden plattern, die pletter aufgelegt."

Interessant ist das Kapitel, worin Conradinus abhandelt „von denen, die der franken warten vnnnd die mit jnen zue thun haben." Es offenbart sich darin wiederholt die edle Gesinnung des Schwazer Doktors; auch ein gut Stück sittlicher Entrüstung gegenüber solchen, welche die Pestkranken aus Furcht vor Ansteckung fliehen und ohne Hilfe lassen, kann man zwischen diesen Zeilen herauslesen. Er äußert

sich hierüber, wie folgt: „Ein mensch soll dem andern helfen, vñnd in diser höchsten not ja nit lassen liegen wie ain zerbissenen hund dieweil dieß ain straff Gottes einer vmb des andern willen leyden mueß, der schuldig mit dem vn- schuldigen; derselben, die sich zue solcher notwendigen Dienst gebrauchen lassen, es sein warter oder war- terin, priester oder ärzt, die mit den francken zue reden vñn zuethun haben, die sollen sich mit allerley widerstand dem giffz bewaren, die mündler von den francken abferen, darmit sy den vergiffzten athem nit an sich ziehen, sie sollen zwifache wax kerzen angezündt den francken für den mund halten, sie sollen allzeit etwas wolriechends, es sey von plumen, kreuttern, wurzel, specereyen, salben, bisenknopff, wolgeschmache wasser; in schwemmlin oder wolriechende Essig, zeltlin desgleichen angezinte wolriechende Trochiscos vñd zeltlin auf gliüende Kolen prennent vor ju haben. . . es soll auch stets ein kleins fewrlin, doch das nit rauch, im zimmer des francken brennen: Granwitbeer vñd aschen- (d. i. Eschen-) holz, darmit das giffz ver- zert werde, wie wol Gott durch wunderbarliche gnad gemainiglich die Priester, Bader vñn Warter an (ohne) alle mengel behuet, ob sy schon on vnderlaß mit den francken zuethun haben.“

Der nächste Abschnitt meldet von denen, die von der franckheit wieder sein erlebigt worden vñnd auff- gestanden.“ Conradinus versteht darunter nicht die Reconvalescenten; über diese hat er sich schon in einem früheren Kapitel verlauten lassen. Er meint vielmehr die thatsächlich Genesenen.

Er warnt die der Seuche glücklich Entronnenen eindringlich vor allen wie immer gearteten Excessen, weil solche nur zu leicht einen Rückfall herbeiführen könnten, der dann, wie es gewöhnlich bei einer Recidive vorzukommen pflegt, weit gefährlicher sich gestalten würde, als die erstmalige Erkrankung. Mit ganz geringen Ausnahmen sind die prophylaktischen Maßregeln, welche der Doktor den Gesunden an die Hand gibt, durchaus praktisch und vernünftig. Sie sollen sich vor „böser vergiffter luft“ sorgsam in Acht nehmen, in ihren Wohnungen für gute Ventilation sorgen, sich gegen die nachtheiligen Einflüsse eines raschen Temperaturwechsels wohl verwahren, „überdiß vermeiden alles obß vnnnd fruchte, speiß vnnnd trankh der feuligkeit vnterworfen“; auch sollen sie mäßig leben, „doch auch nit hunger leyden.“ Die Nahrung habe „leichtauig“ (d. i. leichtverdaulich) zu sein; „zimbliche vbugen vnnnd arbayt mag man verrichten.“ Warum er aber gegen ein Mittagschläfchen eingenommen ist, läßt sich nicht so gut einsehen; ebensowenig, warum man äußerlich den Körper nicht pflegen dürfe. „Man soll sich“, schreibt er, „nit vill büzens vnnnd auffpflenzelnß achten, als bürstens, kempelnß, zwagens, harr, barts vnn negel abschneydens.“ In dieser Hinsicht kann man von dem sonst in vielen Dingen so verständigen Medicus sagen: jurat in verba magistri. Er ist nämlich ein Anhänger der Galenischen Humoraltheorie und zwar einer von der strikten Observanz.

Anderen Vorschriften hingegen kann man nur seinen vollen Beifall spenden, wie z. B. dem Auftrage, die Wohnungen, den Hausrath, das Bett und die Bett-

wäsche, die Kleider fleißig zu waschen, zu reinigen, zu sornen, zu lüften u. s. w. Klug ist ferner der Rath, die Wände der Krankenzimmer zu „weyssen“, die Böden zu scheuern zc. „dann jr vill gestorben, die allein auß dem haußradt, klayder, ketgewandt solches (d. i. die Infection) erlangt haben.“ Auch will er jeden Verkehr mit „brechhafftigen leutten“ auf ein Minimum eingeschränkt wissen. Er wünscht ferner als erfahrener Arzt, daß man versuchen möge, sich in eine heitere Gemütsstimmung zu versetzen, weil er einsieht, daß diese zum Gedeihen des körperlichen Wohlbefindens nicht wenig beitragen müßte. Die Genesenen „sollen nit traurig, bekümmert, langweilig, verdrissen, sorgfellig (hier in dem Sinne von „sorgenvoll“ gebraucht), sonder frölich, leichtsinnig (d. i. leichtmüthig) sein“ und mit „kurtzweyligen gesprächen vnd erliebender gesellschaft“ die böse Laune ferne zu halten suchen. (Vgl. in dieser Hinsicht, was H. Haeser in seiner „Geschichte der Medizin und epidem. Krankheiten, Jena, 1876, 3. Aufl., Bd. III,“ S. 144 ff. berichtet.)

Uebrigens hält es Conradinus wieder für angemessen, daß man bei aller innerlichen Ruhe stets Vorsicht walten lasse und der Seuche wo möglich aus dem Wege gehe. Er wünscht, daß man, wenn es überhaupt thunlich ist, eine Luftveränderung vornehme und zwar eine solche, welche zum voraus die Ansteckung weniger befürchten läßt. „Dieweyhl dise sucht fürnemblich kompt auß vergifften lufft, kann ein heglycher selbst wol schließen, das die beste Bewarung sey, den lufft als die principal ursach vermeyden vnd sich bald auß dem staub machen; dann weyt hindan fliehen ist

guet für dise Saturnische vnd Martialische geschöß vnd ain Christ mit guettem gewissen wol fliehen mag, diewehl sich kein Heylig auch Christus selbst nie freuentlicher weiß in todt gegeben, sonder die vrsach des todts, so lang sie gemocht, geflohen haben. Derhalben wer fliehen kan, der fleuch, vnnnd hab wol achtung auff die drey aduerbia cito, longe, tarde, d. i. bald, weyt, langsam. Remblich wiltu fliehen, so thue es bald, begib dich an ein weits ort, da kein vergiffter lufft bald dahin möge, komb langsam wider, darmit du nit erhaschest, was du zueuorn geflohen hast.“

Diese Rathschläge sind gut, aber nicht für Jedermann anwendbar, was der Schwazer Arzt recht wohl einfieht. Darum gibt er den Zurückbleibenden, welche „wider ihren danck erhafter notwendig vrsach halber nit fliehen können,“ allgemeine diätetische Verhaltensmaßregeln. Er schreibt: „Ich will hie kurz die sex res non naturales vberlauffen, die sie von vilen, sonderlich von meinen Hochgünstigen lieben Herren medicis zue Augspurg, auch meinem preceptore Johanne Agricola nach der leng sein außgeführt worden, wie dann ire buechlein allenthalben verhanden.“ Diese sechs res non naturales beziehen sich auf die Reinhaltung der Wohnungen, auf das Verhalten beim Ausgehen, auf den Genuß des Schlafes und der Erholung überhaupt, auf Speise und Trank, auf das Purgiren und Aderlassen und auf Präservativmittel, wie sie der Pharmazeut zu bereiten versteht. Was den letzterwähnten Punkt betrifft, soll jeder Arzt, meint er, „bey seiner seel sälligkeit achtung geben“, daß die

Medicinen recht genommen werden, . . darmit er an „hemands todt nit schuldig“ werde. „Es gilt fürwar hie auffsehens; ich warne dich trewlich“, ruft er seinen Lesern zu „bleyb bey deinem berueff, laß einen arznehen, dem wol darmit ist, ders kan; brat dafür biren in kacheln vnd du Fraw Fürwizigin spinn dieweil oder schawe, daß fleisch im hafen nit anbrenne.“ Mit andern Worten: Hüte dich vor Quacksalbern und glaube nicht dich, selbst und Andere besser curiren zu können, als es bewährte Heilkünstler vermögen. An diese wohlmeinenden Mahnungen schließt sich eine recht beherzigenswerthe kurze Anleitung zur Handhabung der Sanitätspolizei in den Städten sowohl als auf dem Lande. Reinlichkeit und Sauberkeit macht Conradinus darin zur Hauptbedingung der leiblichen Wohlfahrt der Bevölkerung. Es würde mich zu weit führen, die Punkte, worin geschrieben steht, „wie sich ain gemain halten soll“ im Detail zu besprechen; ich bemerke nur, daß Conradinus in denselben den Bürgern von Schwaz sehr weise Maßregeln empfiehlt, welche auch noch heutzutage volle Beachtung verdienen, obgleich sie diese leider im Schwaz des 19. Jahrhunderts und in zahlreichen anderen tirolischen Ortschaften nicht mehr (oder noch immer nicht?) finden. Der Pestarzt wendet sich in diesem Kapitel nicht nur an die Ortsobrigkeit, sondern auch an jeden Einzelnen mit eindringlichen von echter Philanthropie beseelten Worten; denn es „soll ain Yeder des andern Gott, sein trewer Eckher (Eckart) sein.“

Hierauf macht unser Autor den „Beschluß.“ Derselbe beginnt in nachstehender Weise: „Also hab ich

dem gemainen Man zue guetem zuesamen gelesen die fürnembsten punkt was in disen schweren leüffen zue- thun vnd zuelassen von nöitten vnd für war in kurzer zeit ganz eylendt . . . Bit auch die glerten, wo auch etwo ainer vber diß schreiben keme, Sy wellen es guetwillig freündlich one neyd beherzigen Wie, wem vund warumb ich diß gethan hab, vnnnd nit anders vrthaylen, dann daß ich dem exempl eines fleissigen binleins hab nachgefolgt, welches auß manicherlay plümblein den bessern safft herauß saugt."

An diese schönen Worte reißt Conradinus eine gar wehmüthige Betrachtung über die Zanksucht seiner Kollegen in Asclepio. „Wolt Gott“, seufzt er, „die gelerhten weren zue vnsern zeyten nit also gar erbittert, zenkisch vnd widerwertig gegen einander vnd ließ ainer den andern sein thuen etwas gelten vnd hollohpleten vnd schendeten ainander nit also jemerlich auß.“

Dergleichen kommt heutzutage freilich nicht mehr vor. Die Gelehrten der Gegenwart überhaupt und die Mediziner insbesondere sind wol die liebe Eintracht selbst. Damals aber muß es unserem Gewährsmanne zufolge in dieser Hinsicht tieftraurig ausgesehen haben. Conradinus erzählt dann noch, wie er einem „berümbten Medico“ à la mode „in die 33 mehl weegs“ nachgezogen sei, um von ihm für seine Wissenschaft zu profitiren. Er sei jedoch übel angekommen. Schier drei Tage mußte unser wackerer Schwazer Doktor antichambriren, bis er vorgelassen wurde; denn der freunde Arzt war ein gar vornehmer Herr, „ridt in samet vnd seiden, mit golt behenket, hat seine Diener neben sich“ u. dgl. m. „Da ich nun ainstmal ward fürgelassen, salu-

tirt den Herrn, hieß er mich bald im ersten grueß ain Narren. Was solt ich nun weytter von vnser fakultet conuertirt haben, ob der P f e f f e r oder Z y m m e t hitziger were?“

Conradinus habe aber trotz des hohen Rufes, welcher dem fremden Doktor vorangegangen war, bald herausgefunden, daß er es mit einem unwissenden Charlatan zu thun habe. Ersterer zieht es deshalb vor, bei der alten bewährten Doctrin zu bleiben und endet dann sein „Traktetlin“ mit einem frommen Zuspruche an die Leser.

Auch ich schließe hier meine Skizze, indem ich mir noch die bescheidene Bemerkung erlaube, daß mir das Pestbüchlein des Doktors Balthasar nicht nur in kulturhistorischer, sondern auch in sprachgeschichtlicher Hinsicht von einiger Bedeutung zu sein scheint. Conradinus schrieb für den „gemainen Mann“ und wählte, um diesem verständlich zu werden, mit Vorliebe solche Wörter und Ausdrücke, welche im Munde des Volkes lebendig [waren und demselben daher geläufig sein mußten. Die Mehrzahl dieser Wörter und Ausdrücke wird im Unterinntal noch heutzutage gebraucht, ein Umstand, welcher für die heimische Dialektforschung nicht ohne Belang sein dürfte; ja ich hege sogar die Ueberzeugung, daß es ein verdienstliches Unternehmen wäre, wenn sich ein Fachmann die Mühe nehmen wollte, die populären Ausdrücke des Traktätleins zusammenzustellen und nach philologischer Methode zu commentiren, beziehungsweise mit den entsprechenden Wortformen des heutigen Unterinntaler Dialektes wissenschaftlich zu vergleichen.



